

Die Venus bekam einen Panzer aus Stahlbeton

Als die Mona Lisa zur nationalen Ikone aufstieg: Claire Maingon zeigt die dramatischen Folgen, die der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit dem Louvre bescherten.

Zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg sind jüngst wichtige Publikationen erschienen, in denen die großen Linien der europäischen, ja der Weltpolitik analysiert wurden. Demgegenüber erscheint Claire Maingons Buch „Le Musée invisible: Le Louvre et la Grande Guerre (1914–1921)“ zunächst nur als ein bescheidener Beitrag. Die Lektüre dieses auf intensiver Auswertung der Dokumente beruhenden Bandes erweist sich jedoch als eindrucksvoller mikroskopischer Blick auf Dramen, die dieser Krieg vor allem zwischen Deutschland und Frankreich auslöste.

Das Buch ist zunächst eine Schilderung des schwierigen Unternehmens, den Louvre und seine unschätzbaren Kunstwerke vor der Bedrohung durch Bombardements zu schützen. Aber der Band bietet darüber hinaus viel mehr, nämlich eine Darstellung der Ängste vor dem deutschen Nachbarn, dessen brutales Vorgehen auf die abschließliche Zerstörung der französischen Kultur ausgerichtet schien.

Von Vorsorge zum Schutz des Louvre vor einem ausbrechenden Krieg konnte keine Rede sein. Erst die Zerstörungen in Belgien und Nordfrankreich wie auch die direkten Bombenabwürfe auf Paris 1914 und 1918 zwangen zu Entscheidungen. Allerdings blieb die Evakuierung von Kunstwerken umstritten, sowohl der technischen, konservatorischen und logistischen Probleme wegen als auch aufgrund der siegesgewissen Überzeugung einiger Zeitgenossen. Es könne doch als ein sichtbares Eingeständnis einer voraussehbaren Niederlage verstanden werden, wenn die Kunstwerke in Sicherheit gebracht würden. Dies war allerdings kein überzeugendes Argument, da die französische Regierung sich bereits Anfang September 1914 nach Bordeaux absetzte.

Die Vorstellung, den Louvre zu evakuieren, war ein Albtraum, zumal das Personal durch die Mobilisierung stark reduziert worden war. Wie sollte in kurzer Zeit etwa die dreitausend Kilo schwere „Venus von Milo“ transportiert werden? Die berühmte „Nike von Samothrake“ konnte auf keinen Fall versetzt werden und erhielt daher



Die großzügigen Fenster fürs Oberlicht als mögliche Gefahrenquelle: die leerräumte Grande Galerie des Louvre im Jahr 1914

Foto Bibliothèque nationale de France

einen Panzer aus Stahlbeton. Es erwies sich als unmöglich, alle Abteilungen und Depots zu leeren. Vor den einmarschierenden Preußen waren 1870 nur 293 Werke ausgelagert worden, 1914 und 1918 wurden immerhin zehntausend Objekte nach Toulouse, später auch in die Schlösser von Fontainebleau und Blois geschafft, ein immer noch geringer Teil des Gesamtbestandes.

Zugleich wurde der Louvre zum Depot für Kunstwerke, die vor den Deutschen in Nord- und Westfrankreich zu retten waren. An die Stelle der geflüchteten Meister-

werke traten andere Flüchtlinge. Als Notunterkunft wurde der Louvre mit Schutzmaßnahmen gesichert, die Fenster mit Sandsäcken verbarrikadiert, während gleichzeitig die Vendôme-Säule und Ruden und Carpeaux' Skulpturen am Arc de Triomphe, später auch in die Schlösser erhalten. Nur der Krieg, bemerkt Claire Maingon lakonisch, entfachte ein solches Bemühen um das kulturelle Erbe.

Der Louvre verblieb über vier Jahre im Dornröschenschlaf. Allerdings unter Protest! Nicht nur Künstler und Schriftsteller litten unter dem Entzug, sondern auch

Lehrer, Kunstkritiker und die an Kunst interessierte Öffentlichkeit. Wo sollten die Modelle für die Künstler, wo der Kanon für die Kunstszene gefunden werden? Manche fürchteten gar, Künstler und Publikum würden sich aus Not am Kubismus orientieren, der kurioserweise als eine deutsche Erfindung galt. Dem Druck der Presse gab die Museumsleitung schließlich nach und öffnete 1916–17 einige Säle.

Der Louvre mit seiner geradezu mythischen Ausstrahlung als ehemaliges Königsschloss und Herberge der bedeutendsten Kunstwerke fand häufig als Symbol

der Hoffnung Eingang in die Briefe der Soldaten in den Gräben. Er erschien als Metapher für Sieg und Frieden. Niemals vorher ist wohl ein Kunstmuseum in dieser Weise zum Objekt sehnsüchtiger Erwartung auf bessere Zeiten geworden.

Zur Popularität des Louvre in diesen Jahren trug wohl auch der spektakuläre Diebstahl von Leonardos „Mona Lisa“ bei, die 1911 ein italienischer Arbeiter entwendete, angeblich um sie aus patriotischer Gesinnung wieder in ihre Heimat zu bringen. Erst kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs triumphal zurückgekehrt, wur-

de sie nun erneut der Öffentlichkeit entzogen. Umso mehr entwickelte sich die bewunderte „Joconde“ in Artikeln, Photographien und Filmen zu einer Ikone, die auf Postkarten die heimkehrenden Veteranen begrüßte. Der mediale Überdruß sollte Marcel Duchamp 1919 zu seiner dadaistischen Parodie der Mona Lisa mit Schnurrbart anregen, um sie von ihrer patriotischen Vereinnahmung zu befreien.

Als ein Ort nationaler Identität empfunden, gingen dem Louvre eine erhebliche Anzahl von Stiftungen zu. Werke wurden in Erinnerung an gefallene Söhne übereignet, wodurch dem Museum gleichsam die Funktion einer Weihstätte zukam. Der bedeutende Kunstsammler Étienne Moreau-Nélaton, der dem Louvre bereits 1906 Manets „Frühstück im Freien“ geschenkt hatte, vermachte dem Museum nach dem Krieg vier weitere Gemälde, „zur Erinnerung an seinen auf dem Feld der Ehre gefallenen Sohn“.

Am Ende des Krieges wurden größte Anstrengungen unternommen, den Louvre schnellstmöglich wieder zu öffnen, was bereits im Januar 1919 mit den ersten Sälen gelang, die nun allerdings neu geordnet wurden. Statt wie früher dem Kult einzelner Malergenie zu huldigen, konzipierten die Kuratoren, Jean Guiffrey und Paul Jamot, eine chronologische Hängung nach nationalen Schulen. Im Allgemeinen sehr gelobt, fand die neue Inszenierung allerdings auch Kritiker, die monierten, die neue Ordnung orientiere sich zu sehr am Vorbild der deutschen Museologie, wie sie Wilhelm Bode und Hugo von Tschudi entwickelten – zu diesem Zeitpunkt ein fataler Vorwurf. Die Präsentation sei zu rationalistisch, zu wissenschaftlich, ja von militärischer Logik geprägt; ihr fehle es an Poesie und Freiraum zur Kontemplation.

Guiffrey und Jamot folgten jedoch nicht der nationalistischen Stimmung, sondern dem Schwerpunkt der Sammlung, indem sie der italienischen und nicht der französischen Schule den weitesten Raum zugestanden. Die Neueinrichtung des Louvre nach dem Ersten Weltkrieg war somit die Revision einer überkommenen Museumsinszenierung. Gegen alle Anfechtungen machten die Kuratoren die anschauliche Vermittlung der Geschichte der Kunst zu ihrem Leitmotiv und trugen dadurch zu einer Entpolitisierung der Institution bei.

THOMAS W. GAERTGENS



Claire Maingon:
„Le Musée invisible“. **Le Louvre et la Grande Guerre (1914–1921).**

Louvre Éditions, Paris 2016. 264 S., Abb., geb., 19,- €.

Abgründtiefe Verachtung für Mussolini

Die Kirche im Faschismus: David I. Kertzers mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnetes Buch über Papst Pius XI.

Rolf Hochhuth trat eine Lawine los, als er 1963 das Theaterstück „Der Stellvertreter“ veröffentlichte. Aus dem bis dahin hochgeachteten Papst Pius XII. wurde ein Mann, dem vorgeworfen wurde, angesichts des Holocausts geschwiegen zu haben. Die Diskussion dauert bis heute an. Wenn David Kertzer mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnete Studie „The Pope and Mussolini: The Secret History of Pius XI and the Rise of Fascism in Europe“ unter dem deutschen Titel „Der erste Stellvertreter“ erscheint, dann werden damit Erwartungen geweckt – wird man jetzt auch das Bild Pius' XI. revidieren müssen? Dieser galt bisher eher als ein Papst, der gegenüber den totalitären Regimen seiner Zeit das offene Wort nicht scheute.

Kertzer setzt im Jahr 1918 an. Zwar stand Italien auf der Siegerseite, doch waren die Nachkriegsjahre hier durch soziale Unruhen und politische Instabilität geprägt. Mussolini, gescheiterter Hilfslehrer, antiklerikaler Journalist und ehemaliger Sozialist, hatte sich 1922 faktisch an die Macht gepusht. In den folgenden vier Jahren kam es zur Gleichschaltung des politischen Systems. Der „Duce“ versuchte von Anfang an, die Kirche günstig zu stimmen. Im Vatikan erkannte man die Gelegenheit, die schwierige „Römische Frage“ zu lösen, die seit der Zerschlagung des Kirchenstaats im Jahr 1870 das Verhältnis von Staat und Kirche belastete. Um einer Einigung mit dem Regime willen zog Pius XI. (der von 1922 bis 1939 amtierte) seine schützende Hand von der katholischen Volkspartei zurück. Ihr Vorsitzender, Don Luigi Sturzo, musste ins Exil gehen. Der Weg zum Einparteienstaat war damit gebahnt.

Nach kurzen, weitgehend geheim gehaltenen Verhandlungen konnten schon 1929 die Lateranverträge zwischen dem Vatikan und dem Königreich Italien geschlossen werden. Der Vatikan wurde als souveräner Staat neu begründet, ein Finanzabkommen entschädigte für das 1870 Verlorene, und in einem Konkordat wurden der Kirche weitgehende Privilegien zugestanden (Status einer Staatsreligion, Religionsunterricht, Anerkennung der kirchlichen Ehe). Das Kalkül des „Duce“ ging auf: Außenpolitisch mehrte die Einigung sein Prestige, und im Land selbst identifizierten sich Katholiken in einem kaum für möglich gehaltenen Maß mit dem System.

Doch mit dem Vertragswerk kehrte keine Ruhe in das Verhältnis von Staat und Kirche ein. Der Autor zeichnet die Span-

nungen nach, die nun aufbrachen. Sie betrafen vor allem die in der Katholischen Aktion organisierten Laienorganisationen, die von den faschistischen Schwarzhemden schikaniert wurden. Der Papst reagierte 1931 mit einer scharfen Enzyklika. Danach entspannte sich die Situation zwar etwas, doch kam es immer wieder zu Konflikten zwischen Pius XI. und Mussolini, die einander abgründig verachteten. Keine der beiden Seiten riskierte aber das Äußerste, die Kündigung des Konkordats.



Römischer Gipfel: Benito Mussolini besucht 1932 Pius XI. im Vatikan. Foto Picture Alliance

Der Pontifex protestierte nicht öffentlich gegen die landesweite Sammlung von Ehrentiteln, die zur Unterstützung der völkerverhetzenden Eroberung Abessinien eingeschmolzen wurden. Seine Warnung vor dem Führerkult blieb ohne Antwort: „Sagen Sie Signor Mussolini in meinem Namen, dass mir seine Versuche, eine Quasi-Gottheit zu werden, nicht gefallen.“ Schon früh erfüllte den Papst die Sorge, Mussolini werde sich auf Gedeih und Verderb an Hitler ketten. Vor dem Pakt mit „Signor Hitler, dem größten Feind Christi und der Kirche im modernen Zeitalter“, glaubte er ihn warnen zu müssen.

Pius XI. war oft genug konfrontiert mit Kirchenvertretern, die dem Regime allzu weit entgegenkamen, auch an seiner eigenen Kurie. Deutlich zeichnet Kertzer das Bild des zwielichtigen Jesuiten Tacchi Venturi, der als Mittelsmann zwischen Papst und „Duce“ diente.

Die italienischen Rassengesetze (1938) führten schließlich zu einer Zerreißprobe der Beziehungen. Immer wieder äußerte der Papst sein Unbehagen: „Es ist unmöglich, dass Christen dem Antisemitismus folgen. (...) Im geistigen Sinne sind wir alle Semiten.“ Im Umkreis Mussolinis fürchtete man eine öffentlichkeitswirksame Verurteilung der Rassenpolitik seitens des Kirchenführers. In der Tat gab dieser eine Enzyklika in Auftrag, die Rassismus und Antisemitismus verur-

teilt sollte. Sein Tod verhinderte die Veröffentlichung. Der Papst musste am Ende einsehen, dass sein Versuch, das faschistische Regime für die katholische Sache zu instrumentalisieren, gescheitert war. „Was für ein Fliegel und Verräter war Mussolini mir gegenüber!“ Umgekehrt wurde Mussolini deutlich, dass er die Kirche nicht domestizieren konnte und er sich besonders an Pius XI., dem „schädlichsten Papst aller Zeiten“, die Zähne ausgebissen hatte.

All das wird von Kertzer brillant erzählt. Er versteht es, Spannung aufzubauen und bis zur letzten Seite aufrechtzuerhalten. Anschaulich sind die Charakterisierungen der Protagonisten seines Dramas. Mussolini wird als monomanischer Einzelgänger mit ausschweifendem Liebesleben geschildert. Der mediokre König bekommt die Rolle des Statisten zugewiesen. Über weite Strecken zu maliziös

fällt das Urteil über Pius XI. aus. Er wird als aufbrausend, eigensinnig und herrisch, letztlich aber als durchsetzungsschwach beschrieben. Andere Zeitgenossen wie etwa der spätere Papst Paul VI. erinnern sich an liebenswürdigere Züge.

Für Nichthistoriker bietet das Buch sicher eine überraschend neue Sicht auf die beschriebene Periode; Fachleute dürften dagegen kaum Neues finden. Italienische Forscher wie Emma Fattorini, Alberto Gasco und Giovanni Sale haben sich intensiv mit dem Thema Kirche und Faschismus beschäftigt und dabei von der Öffnung des Vatikanischen Archivs profitiert. Neu ist bei dem Amerikaner allenfalls die Zuspitzung zu einer prägnanten These. Um der Prägnanz willen überzeichnet er sie bis an die Grenzen der Seriosität.

So heißt es etwa: „Kardinal Pacelli blieb Mussolinis mächtigster Verbündeter im Vatikan.“ Man vermisst Differenzierungen: Ein Konkordat ist kein „geheimer Pakt“ und impliziert nicht die Billigung einer bestimmten Herrschaftsform seitens des Vatikans. Um des erzählerischen Duktus willen leidet zudem die Genauigkeit im Detail.

Suggestive Behauptungen ersetzen wiederholt dokumentierte Gewissheit. Ein sprechendes Beispiel: Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Pius XII., wird als treibende Kraft dargestellt, die den Papst von einem schärferen Vorgehen gegen Faschisten und Nationalsozialisten abgehalten habe. 1937 habe er ihm abgeraten, die nationalsozialistische Kirchenverfolgung durch eine Enzyklika zu verurteilen. Wir wissen heute aber, dass es der Kardinal war, der 1937 den Münchner Erzbischof Faulhaber um einen Entwurf für die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ bat. Diesen erweiterte er und verschärfte ihn im Ton.

David I. Kertzer legt ein zum Widerspruch reizendes Buch vor. In wissenschaftlicher Hinsicht ist damit das letzte Wort zu Pius XI. sicher nicht gesagt. Und der Originaltitel gibt treffender den Inhalt wieder: Einen „Ersten Stellvertreter“ hat es nicht gegeben.

JÖRG ERNESTI



David I. Kertzer: „Der erste Stellvertreter“. **Papst Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus.**

Aus dem Englischen von Martin Richter. Konrad Theiss Verlag, Darmstadt 2016. 608 S., Abb., geb., 38,- €.

Sitting Bull ließ ihn abblitzen

Manuel Menrath über den Sioux-Missionar Martin Marty

Kurz bevor die Vereinigten Staaten den hundertsten Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung feierten, gelang den Sioux- und Cheyenne-Indianern am 25. Juni 1876 ein letzter Sieg gegen amerikanische Truppen. Mit Colonel George Armstrong Custer fielen mehr als zweihundert Soldaten der Siebten Kavallerie am Little Bighorn River. Um ihren Tod zu rächen und den indianischen Widerstand zu brechen, verstärkte die Regierung die Militärpräsenz. In dieser Zeit des Konflikts kam Ende Juli der Schweizer Benediktinerabt Martin Marty im Dakota-Territorium an, wo er die Sioux der Reservatsagentur Standing Rock missionieren wollte.

Marty, 1834 in Schwyz geboren, hatte Theologie studiert und war schließlich als Mönch in das Benediktinerkloster Einsiedeln eingetreten. Da es in Amerika an katholischen Geistlichen fehlte, gründete das Kloster den Abteiler Saint Meinrad in Indiana. Marty sollte 1860 eigentlich bloß nach Amerika gehen, um zu klären, ob Saint Meinrad nach schwierigen Anfängen fortbestehen könne, blieb aber und stieg zum Abt auf. Der Entschluss zur Indianermission erwies sich als weiterer Karriereschritt. Im späten neunzehnten Jahrhundert war Marty der einflussreichste katholische Indianermissionar der Vereinigten Staaten, schreibt der Schweizer Historiker Manuel Menrath in seinem Buch.

Die Lakota, eine Gruppe der Sioux, hatten ein nomadisches, von der Bisonjagd bestimmtes Leben geführt. Als ab Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zunehmend mehr Siedler und Goldsucher westwärts zogen, brachen immer wieder Kämpfe aus. Die Gruppen um die Häuptlinge Crazy Horse und Sitting Bull („Tataka Iyotake“ in der Lakota-Sprache) wollten ihre Lebensweise und ihr Land verteidigen. Ihr Sieg am Little Bighorn schockte Amerika. Sitting Bull, der nach Kanada entkommen konnte, war plötzlich eine Berühmtheit. Marty reiste 1877 und 1879 ins Lager der Exilanten. Sitting Bull ließ sich nicht zur Rückkehr bewegen, doch Marty wurde bekannt als mutiger Missionar.

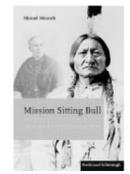
Wie in Amerika gab es auch in Kanada bald immer weniger Bisons. Erst als eine traditionelle Lebensweise dadurch unmöglich wurde, kehrte Sitting Bull tatsächlich nach Amerika zurück. Nach der Kriegsgefangenschaft in Fort Randall lebte er ab 1883 in Standing Rock. Marty traf ihn an beiden Orten. Die Bekehrung eines Häuptlings hätte große Vorbildwirkung gehabt. Es eilte Marty daher, Sitting Bulls „Unterweisung abzuschließen und ihn auf ein

wahrhaft christliches Leben vorzubereiten; Gott hat lange genug Geduld mit diesen Indianern gehabt, und falls sie starkköpfig sind, wird er sie vom Angesicht der Erde entfernen“. Sitting Bull wurde dennoch kein Christ.

Außer auf Häuptlinge richteten sich Marty's Missionshoffnungen vor allem auf Kinder, für die er Internate gründete. Nur dort könnten sie vor schlechten Einflüssen geschützt und zu fleißigen und frommen Menschen erzogen werden. Feste Tagesabläufe, Anleitung zur Arbeit und religiöse Unterweisung prägten deshalb den Schulalltag.

Problematisch wird Menraths Darstellung des Internatslebens, wenn sie nicht auf Quellen basiert. Denn während „manche Missionare“, so Menrath, „Mühe hatten, sich in die Kinder hineinzuversetzen“, betreibt er das Hineinversetzen in einem erstaunlichen Ausmaß. Es sei davon auszugehen, dass einige Schüler unter den harten Arbeitsbedingungen gelitten hätten, die Art der Arbeit „dürfte“ ihnen „stark zu schaffen gemacht haben“. Mit Vermutungen operiert er auch in der Frage des sexuellen Missbrauchs. Der lasse sich zwar nicht belegen, aber mit Blick auf die in jüngerer Zeit aufgedeckten Fälle in katholischen Einrichtungen sei es „nur schwer vorstellbar“, dass einst „derartige Vorkommnisse ausgeblieben sein sollten“.

Wenn ein Werk den Untertitel „Die Geschichte der katholischen Sioux“ trägt und deren Zahl im späten neunzehnten Jahrhundert auf mehr als sechstaused beziffert, hätte man doch gern mehr über diese Gruppe erfahren, als Menrath bietet. Der Historiker sieht die „Quadratur des Kreises“ darin, mit „wissenschaftlichen Methoden die Lebenswelt der Lakota verstehen zu wollen“. Hilft es dann, stattdessen etwa zu spekulieren, Rosenkränze und Heiligenmedaillen seien für die Indianerkinder „wohl eher“ ein Ersatz für traditionellen Schmuck gewesen? Das Buch ist keine Geschichte der katholischen Sioux, sondern eine Kritik des Missionars Martin Marty und der Indianerbekehrung. Der heutige Abt von Einsiedeln stimmt Menrath in seinem Vorwort zu. THORSTEN GRÄBE



Manuel Menrath: „Mission Sitting Bull“. **Die Geschichte der katholischen Sioux.**

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2016. 373 S., Abb., geb., 39,90 €.